

Der Sonntagsgast.

Ein Klingelzeichen — No. 105 — Polzeiamt — Hier Inspektor Osborne — wer dort? — Buchhalter Miller vom Hause Henry C. Smith, 5. Avenue 19. — Was giebt es? — Eine schreckliche That ist soeben entdeckt worden, Mr. Smith liegt tot in seinem Bett! — „Allo ein Selbstmord?“ — „Nein — ein Mord! Der Unglückliche ist erschossen worden.“ — „Weiß man etwas über den Thäter?“ — „Nein, gar nichts.“ — „Wer hat die Leiche gefunden?“ — „Die Haushälterin Miss Mertens.“ — „Wann?“ — „Soeben. Es fiel ihr auf, daß Herr Smith, ein großer Frühhafter, heute Morgen gar nicht zum Vorsteher kam. Als die Uhr endlich die achte Stunde zeigte, ward es ihr bange. Sie horchte wiederholt an der Thür — alles todtenstill. Sie pochte — keine Antwort. Im Begriff, hinunterzugehen, um im Comptoir Rath und Hilfe zu suchen, drückt sie zufällig die Klinge — zu ihrem Entsetzen giebt diese nach, während sich der alte Herr sonst stets eingeschlossen hielt. Neugierig wirft sie einen Blick in das Gemach — großer Gott, was erblickt sie? Herr Smith liegt tot neben seinem Bett, mit Blut bedeckt, das ganze Bett ist mit Blut getränkt. Schreiend lief sie hinaus, um im Comptoir die Schreckensbotschaft zu verkünden — wir folgten ihr hinauf und fanden Alles bestätigt.“ — „Gut, ich werde sofort kommen.“ — „Lautete der Befehl des Inspektors.“ — „Schließen Sie das betreffende Zimmer ab, lassen Sie Niemand hinein.“ — „Schluß.“ — Etwa eine Viertelstunde später erschien der Polizeinspektor im Hause des Verbrechens. Ohne Säumen betrat er mit dem ihn begleitenden Arzte und einem Polizeidiener das Schlafgemach, während mehrere andere Beamte das vor dem Hause verammelte Publikum vom Eindringen abhielten. Inspektor Osborne fand Alles so, wie der Buchhalter es beschrieben.

Heer Inspektor — oder richtiger eine Erbin. — „Wen?“ — „Buchhalter Miller deutete auf die Haushälterin.“ — „Miss Mertens?“ — „Sie.“ — „Wie hoch ist sie bedacht?“ — „Mit 5000 Pfund.“ — „Jedenfalls doch, weil sie eine treue und aufmerksame Dienerin war? Wie lange ist sie hier im Hause?“ — „Fünfzehn Jahre.“ — „Nun also —“ — „Aber sie will beirathen.“ — Der Inspektor warf einen prüfenden Blick auf die Frau, die still weinend am Fenster stand. Sie mochte etwa sechsunddreißig Jahre alt sein und konnte als eine noch recht ansehnliche Person gelten. — „Ich kann so etwas nicht denken.“ — „murmelte Mr. Osborne. Sie hat einen guten Blick. Führen Sie mich.“ — „Wandte er sich plötzlich laut und besprechend an die Haushälterin, in Ihr Zimmer.“ — „Erstau nahm Miss Mertens den Befehl des Beamten.“ — „Weshalb?“ fragte sie erblickend. — „Haben Sie etwa Verdacht gegen mich?“ — „Nein, aber ich muß meine Pflicht thun.“ — Die Haushälterin gehörte. Sie bewohnte zwei freundliche Räume im oberen Stockwerk. Der Inspektor ließ sich alle Kisten öffnen und untersog den Inhalt einer aufmerksamen Prüfung. — „Bei mir werden Sie nichts finden.“ — rief das Fräulein entsetzt. — „Vielleicht doch.“ bemerkte Osborne finster, indem er aus der Tiefe eines der Commodenkästen ein scharfes Messer zum Vorschein brachte, dessen Klinge mit geronnenem Blut bedeckt war. — „Miss Mertens, ich erkläre sie für verhaftet!“ — Noch am selben Tage traf der Refle des Ermordeten, Joe Silban, aus Philadelphia ein. Der junge Mann zeigte sich untröstlich über den Tod seines geliebten Verwandten und äußerte in flammenden Worten seine Entrüstung über die schreckliche That und den schwarzen Unthun der Thäterin. Wohl habe ihm Miss Mertens immer Sorgfalt und Freundschaft bewiesen, aber dieses Ereigniß löste alle Empfindungen, die er für sie gehabt, in seinem Herzen aus. Mit Thränen in den blauen Augen folgte er dem Sarge des Mannes, den er seinen zweiten Vater nannte.

„Noch einige Augenblicke.“ erscholl es aus der unheimlichen Maschine. „so habe ich aufgehört zu atmen. Ich bin im Schlaf überfallen worden.“ — Joe Silban ergriff todtenblau den die Kurbel handhabenden Freund befestig am Arm. — „Halt! Sie ein — ich ertrage nicht, daß zu hören — fort mit dem schrecklichen Instrument — ich.“ — Er versuchte, sich des Apparats zu bemächtigen, aber Inspektor Osborne ergriff denselben mit beiden Händen. — „Halt — ich lege Beschlagnahme auf den Namen des Gefeskes! Wir wollen Alles hören, was der Todte zu sagen hat.“ — Und rasch entflohen packte er den Knopf der Kurbel, diese langsam in Bewegung setzend. Während der Refle jitzend in seinem Stuhl zurückgelehnt saß und die Verklammerung wortlos lauschte, sprach der Phonograph in der früheren Weise die Worte: — „man hat mich wundenbedeckt und blutend für tot liegen lassen. Noch einmal erhebe ich mich, unglücklich leidend... ich habe nicht mehr die Kraft, zu ruhen und zu gehen... so vertraue ich diese Maschine den Namen des Mörderers an... es ist... mein... Refle Joe Silban.“ — Hier endete die Mitteilung, welche von allen Anwesenden mit Entsetzen in den Mielen vernommen wurde. — „Völlig sprang ein Mann wie rasend auf und wollte aus dem Zimmer fliehen — es war Joe Silban. Zu spät! Vom Schrecken gefesselt, hatte er zu lange gegögert. Schon fand Mr. Osborne an der Thür mit ihm ein geräuschtes Revolver: — „Halt — Sie sind verhaftet!“ — Die ein Wahnwüthiger wehrte sich der Unseligkeit, doch mit Hilfe einiger Herren lag er sich bald überwinden und gefesselt. Noch am selben Abend legte er ein Geständniß ab. In leichtsinnige Gesellschaft gerathen, hatte er sich in Schulden geflüchtet. Um sich Geld zu verschaffen, falschte er Wechsel. Der Termin der Einlösung nahte, seinem rechtschaffenen Onkel durfte er sich nicht anvertrauen; so reiste in ihm der Plan der entsehligen That. Nachdem er sorgfältig für ein Alibi gesorgt, reiste er heimlich nach New York. In der Nacht drang er, mit der Vertheilung genau vertraut, auf die bezeichnete Weise in das Haus und Zimmer des Onkels ein, dessen langjährige Gemoltheit, bei offenem Fenster zu schlafen, er kannte.

Im Schlaf überfiel und erschall er den alten Mann, dann floh er eilig die Stätte des Verbrechens. Diesmal verschnähte er den gefährlichen Weg durch das Fenster, er klag eine Treppe höher nach dem Zimmer, das er während seiner Besuche demohnte und wogu er den Schlüssel bei sich führte. Darin hing der Hausschlüssel, den er gewöhnlich benutzte. Nachdem er diesen an sich genommen, wollte er eben leise wieder hinabschleichen, als ihn beim Anblick der zu den Wohnräumen der Haushälterin führenden Thür der teuflische Gedanke durchstufte, den Verdacht von vornherein auf eine falsche Spur zu lenken. Er wußte, daß sie mit einem reichen Legate bedacht war. Vorsichtig probirte er an der Thür, sie war nur eingeklinkt, da die Dame im hinteren Zimmer schlief und nur dieses von innen zu verriegeln pflegte. Noch einmal wagte er sich auf den Schanplatz seiner That, holte das bei der Leiche, die er zu seinem Entsetzen jetzt neben dem Bett liegen fand, zurückgelassene Messer und verberg es auf dem Grund eines Commodenkästchens der Haushälterin. Sodann verließ er leise das Haus. Er spielte ein gewagtes Spiel, aber er gewann es für den Augenblick. Niemand erkannte ihn; noch mit dem Nachtschnellzuge kehrte er nach Philadelphia zurück. Seine Wirthin konnte ihn nicht verathen, da sie auf mehrere Tage verreist war, und im Geschäfte vermüßte ihn Niemand, da er die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag gewohnt hatte. — Es verheißt sich, daß die unschuldige Haushälterin sofort in Freiheit gesetzt wurde. Eine glückliche Ehe ließ die Arme bald die Leiden und die Schmach ihrer Hoff vergessen. Joe Silban entzog sich durch Selbstmord der gerechten Strafe.

Die Liebesgabe.

Humoresk von Wilhelm Gerbert. — Es ist ein großes Glück, wenn man über alles Schöne, was die Natur bietet, entzückt sein kann. — Fräulein Miss Sanden war ein solches Glückskind. — Während der sechs Wochen, die sie mit ihren Eltern am Rocksee verweilte, freute sie sich täglich, fröhlich, ja man möchte sagen, jede Minute neu über die Herrlichkeiten, die sich ihr auftheten. — Die ragenden Berge, die rauschenden Wälder, die leuchtenden Flußthäler, die jodelnden, einfachen, gemütlichen Leute — Alles begeisterte sie. — Sie ging mit einer Liebe auf das Volk und seine Gewohnheiten und Gesinnungen ein, wie sie den wackeren Menschen, die doch alljährlich viele Fremde sehen, noch nicht begegnet war. — „Du wirst Dich ja zu Tage lang weilen.“ warnte ihre Mutter, „wenn Du wieder nach Berlin zurückkommst!“ — „Ach, sprich mir jetzt nicht von Berlin!“ gähnte das Mädchen. „Dieses Häufchen — dieses Haufen und Lärm — ich wollte, ich könnte ewig hier bleiben!“ — Da ertönte ein greller Pfiff vor dem Fenster. — „O.“ jauchzte sie und schnellte empor, „mein Schatz!“ — „Was?“ riefen ihre Eltern entsetzt. — „Dein Schatz? Was soll denn dieser tolle Ausdruck auf Deinen Lippen? Was fällt Dir ein?“ — Sie eilten an's Fenster in der bangen Befürchtung, einen Leutnant in Civil, aber mit umfö mehr Schulden oder einen durchgefallenen Referendar aufsehen zu sehen. — Aber der da gegenstand, hatte weder Schulden noch Schätze. Es war ein lediger Schöngelbiger, ein braungebrannter Hirtenjunge. Die schwarze Lederhose hatte die Zeiten ihres Glanzes offenbar lang hinter sich, aber das derbe Hemd war bläulich und auf dem verschlossenen, grügelben Filzput hatten ein paar Bergschmelzelein, die genau so frisch lachten, wie die Augen des jungen Schelms. — „Geh, komm auf!“ sagte er. „I treib's Vieh auf'n Berg auf — wenn Du mitgehst, zeig ich Dir Schlapeln und Kutzer grab genug!“ — „Aber Du wirst doch nicht?“ rief Sanden. — „Mizzi bog sich vor Lachen. — „Gelt.“ sagte sie, „den gestalt' Euch? Meine erste vollkommene selbstständige Erwerbung! Er weiß nichts von meinem Geld, nichts von Papas angeheuerer Stellung, nichts von meiner theuren Bildung — seine Freundschaft, die ich mir auf den Wiesen draußen erworb, wo er seine Heerde weidet, ist eine durchaus selbstlose! Gleich komm ich, Schatz!“ — Frau Sanden schlug die Hände zusammen. — Ihr Mann lachte.

„Lach doch den Uebermuth gewöhren!“ sagte er. — „Ach.“ entgegnete sie und schaute besorgt hinter den jungen Leuten her, die in lebhaftem, unbefangenen Geplauder die Dorfstraße hinaufgingen. „wie oft hat man schon die ungläublichsten Dinge gehört und erlebt!“ — „Aber daß unsere Mizzi sich ernstlich in einen Hirtenjungen verhasst und Frau Ditterschirant in wird, das erlebst Du nicht!“ tröstete er mit guter Laune. — „Da hab' mir keine Sorgen! Scherz muß sein. Kinder müssen spielen, und sie ist ja noch ein Kind!“ — Nach ein paar Stunden kam das Mädchen seelenvergnügt wieder. — „Seh' da.“ sagte sie triumphierend, „die feinsten Berggewächse hat er mir mit gemessener Redheit vom Gestein heruntergeholt — das Schöne sucht er auf den Fluren.“ — „Nun hör aber wirklich auf!“ rief Frau Sanden erbost. „Was müßten Deine Freundinnen von Dir denken, wenn Du hier mit einem albernem Jungen herumhüpfst?“ — „Oho!“ antwortete Mizzi, und ihre Augen blitzten. „Er ist nicht so albern! Uebrigens.“ sagte sie geheimnißvoll hinzu, „er hat mir heute etwas verschrieben!“ — „Versprochen — Er — Dir? Das geht zu weit!“ sagte Frau Sanden und brang auf. — „Hörst Du, Mizzi? Jetzt rufe ich ganz ernstlich Deine Autorität an! Daß ich unsere Tochter von einem jungen Mann — auch Hirten sind junge Männer — Geschenke machen läßt — das geht zu weit!“ — Herr Sanden legte die Zeitung weg. — „In der That, Mizzi.“ sagte er, „Deine Mutter hat Recht! Geschenke anzunehmen, kann ich Dir nicht erlauben.“ — „Daß der arme Teufel vielleicht seinen Vierteljahrslohn an irgend etwas hin legt!“ eiferte die Mutter. „Pfui, so spielt man nicht mit dem sauer erworbenen Gelde dieses dürftigen Jungen!“ — „Aber ich weiß ja gar nicht, was er mir schenken will!“ schmolte Mizzi, hand auf, stampfte mit einem ihrer zierlichen Füßchen und rief: „Und ich will einmal haben — und er hat mir's verschrieben!“ — Beide Eltern saßen sich bedenklich an und im Auge eines Jeden lag der Vorwurf: „Das ist Deine Erziehung — Verzeihung vielmehr!“ — „Du.“ sagte Mizzi Abends zu dem Hirten, als er die Herde ins Dorf trieb und sie ihm mit ihren Eltern begegnete, „ist es denn etwas so Befoderes, was Du mir schenken willst?“ — „Ni!“ rief er und schnalzte mit der Peitsche. „Das wird wohl was Pfunders sein! Das kriegst's ganze Jahr nimmer!“ — „Hab ich nicht gesagt!“ seufzte ihre Mutter. „Man muß ihm zureden, man muß ablehnen!“ — „Na, na.“ sagte der Junge, der ihre halbblauen Worte offenbar mißverstanden hatte. „Du kriegst mir — Du bist mir ja alt — aber die Jung — gel, Du!“ — Und er lachte mit beiden blendenden Zehreihen. — „Erschliche Menschen das!“ stöhnte Frau Sanden. — „Noch von Weitem schwenkte der Hirte den Hut und rief: „Am Sonntag Mittag komm'! Da bring' ich's Substant!“ — Frau Sanden wollte am Sonnabend abreißen; die Sache regte sie zu sehr auf. — Aber Mizzi hatte einmal ihren Kopf aufgesetzt und wußte wohl, daß es gegen ihre Macht bei den Eltern kein Anknäpfen gab. — Da kam der Sonntag. — Die Mutter — alle Augenblicke von einem Fresseln überfielt — sah halb krank in einem Fauteuil. Ihr Mann las anheimelnd ruhig in der Zeitung, hielt aber doch zum sofortigen Ausgehen ein paar Zwanzigmärkchen in der Tasche und, wenn etwa nöthig, ein energisches Wort auf den Lippen bereit. — Nur Mizzi lag in heller Ungeduld am Fenster und seufzte alle fünf Minuten: „Er kommt nicht! Er kommt nicht!“ — „Völlig jauchzte sie laut auf. — „Jetzt.“ rief sie, „jetzt!“ — „Mistred.“ sagte Frau Sanden halb laut, während das Mädchen zur Thüre eilte, „sei ein Mann!“ — „Griß Gott bei einander!“ machte der Hirte und schau auf den Tisch zu. — „Du, da wirst schauen!“ meinte er dort mit stolzem Triumph zu Mizzi und schlug ein nicht gerade übermäßig sonderes Buch auseinander. — Das Mädchen hatte sich tief darüber herabgebogen, fuhr aber jetzt enttäuscht zurück. — „Was ist das?“ stammelte sie. — „Das!“ sagte der Junge, der ihr Erschauen für einen Ueberschwung der

Freude zu halten schien, „das ist ein Geburtstags-Spektakel von meiner Frau Abnd! Ich nur! Ganz g'bdert er Dein!“ — Frau Sanden stand sprachlos — ihr Mann begann zu schmunzeln. — Mizzi kämpfte offenbar zwischen Trop und Widerwillen mit sich hin und her. Als sie aber den gutmüthigen Spott auf dem Gesichte ihres Vaters las, griff sie beschloß nach einem Refle, schnitt einen Bissen ab und steckte ihn in den Mund, um im nächsten Moment wieder hervorzuspucken. — „Ne.“ rief sie im ehesten Berlinerisch, „das Knodel schmeckt nicht schön!“ — „Was?“ sagte der Hirtenbub, starr vor Staunen und Entrüstung. „Meiner Frau Abnd ihr Geburtstags-Spektakel schmeckt Dir net? Du machst mir der richtige Schag! Nachher ist ich selber — hab ich das dreizehne kriegt! Vhuat di Gott, Du g'scheerte Moll'n!“ — Mizzi stand wie übergoßen da. — „Na, was?“ lachte ihr Vater. „Dein erster Korb, aber gleich ein kräftiger! Schmeiß ja hier wenig Gluk zu haben als Schapschinderin! Vielleicht doch wieder mal 'n bisschen Berlin gefällig!“ — „Humboldt läßt grüßen.“ — Herr von M., der Landrath des Kreises Kempen, war ein Herr, der sich weniger durch seine geistige Begabung, als einen übermäßigen Dünkel auszeichnete. Einmal Tages fuhr beglückter Landrath mit der Eisenbahn von Köln nach Berlin. Es erregte bereits seinen Unwillen, daß er auf dem Bahnhofe in Köln kein leeres Abtheil erster Klasse mehr fand, und abgelauert nahm er in einem Abtheil Platz, in dem sich ein einzelner Herr befand. Die Annehmung des Letzteren seitens des Herrn Landraths ergab für diesen das Ergebnis, daß er es mit einem nicht als voll anzusehenden Reisenden zu thun habe. Sehr ungehalten wurde daher der Herr Landrath, als nach einiger Zeit sein Begleiter eine Unterhaltung mit ihm anzutreten suchte, und gab ihm nichts weniger als freundliche Antworten. — Als der fremde Herr, hierdurch offenbar mehr belustigt als beleidigt, seine Unterhaltungsversuche nicht einstellte, fuhr der Landrath ihn an: „Herr, verzeihen Sie mich mit Ihrer gestillten Unterhaltung. Jedenfalls sind Sie auch nur durch einen Irrthum in ein Korbep erster Klasse gerathen. Im Uebrigen scheinen Sie nicht zu wissen, wen Sie vor sich haben. Ich bin der Landrath von Kempen.“ — „Ja, dann verzeihen Sie, hochberehrter Herr Landrath.“ erwiderte der Fremde, „das habe ich allerdings nicht gewußt. Dann ist mir Ihr Wunsch natürlich Befehl.“ — Und bis Berlin herrschte von da ab im Abtheil seines Schweigens. Als der Zug in Berlin einlief, trat an das Abtheil König Friedrich Wilhelm IV., umarmte und küßte den Reisbegleiter des Herrn Landraths von Kempen und rief: „Mein lieber Humboldt, wie freue ich mich über dieses Wiedersehen nach so langer Zeit!“ Alexander von Humboldt kehrte von einer längeren Reise zurück. — Der Landrath wollte sich schleunigst verzeihen, doch mißlang ihm dies, da Humboldt laut zum König sagte: „Gestatten Majestät! Mein freundlicher Reisbegleiter, der Landrath von Kempen, der mir die Zeit während der langen Fahrt durch seine liebenswürdige Unterhaltung so angenehm wie möglich verfließt hat.“ — „Das war hüßlich von Ihnen, Herr Landrath, daß Sie meinem besten Freunde so gut die Zeit vertrieben haben.“ wandte sich der König an den Landrath. — Der arme Landrath, über und über roth, vermochte nur unzusammenhängende Worte zu stammeln und athmete erst wieder etwas erleichtert auf, als der König mit Humboldt davon gefahren war. — Der König amüsierte sich natürlich himmelhoch, als Humboldt ihm später die näheren Aufklarungen gab. — Im Jahre darauf besuchte Friedrich Wilhelm IV., die Rheinproving und kam auch nach Kempen, wo Herr v. M. noch als Landrath waltete. Die feierliche Rede, mit der er den König begrüßte, ging bald in ein ununterbrochenes Stottern über und verlagte endlich vollends ganz, als er es um den Mund des Königs so ironisch zu sehen sah. — „Na, lieber Landrath, lassen Sie's nur gut sein. Ich bin auch so von Ihrer und Ihrer Stadt lokalen Gesinnung überzeugt. Uebrigens hätte ich bald etwas vergessen. Humboldt läßt Sie grüßen!“ — Schlagfertig. — „Ich habe hier ein sehr werthvolles Buch, in dem Sie für Alles Rathschlage finden.“ — „Hautfrau.“ „Sol Steht auch darin, wie man einen aufdringlichen Hausfreier los wird.“ — Hausfreier: „Gewiß! Indem Sie ihm ein Exemplar ablaufen.“ — Kluger Kath. — „Emma, der Herr Doktor hat Dir zu Deinem Namenstag diesen herrlichen Schmuck geschenkt und der Sekretär dies Bouquet!“ — „Ach, Mama, welch wunderbare Blumen — sag selbst, sind sie nicht das schönere von beiden Geschenken?“ — „Vergleiche in acht Tagen wieder!“